

ARCH

2022—1





ARCH

2022—1

Architektur mit Faserzement

Die Kunst unserer Zeit ist es, die vorhandenen Potenziale
der gebauten Umwelt zu entdecken, zu beleben und
weiterzuentwickeln. Das erfordert Einfühlungsvermögen,
Kreativität und Flexibilität.

WEITERDENKEN

BHSF Architekten
Wohnbau Holligerhof 8, Bern

dekleva gregorič architects
Haus XXS, Ljubljana

RWPA Architekten
Oberstufenschule Hohfurri, Winterthur

**swiss
pearl®**

2 DOMINO
4 FLASHBACK

6 **AUF ALTEM AUFBAUEN**

In einer Zeit, in der Materialien knapper werden, ist es sinnvoll, Gebäude nicht abzureissen, sondern umzubauen. Dadurch bleiben nicht nur die grossen im Bestand gespeicherten Mengen an Rohstoffen und Energie erhalten, sondern auch die ideellen Werte, die Erinnerungen, Bedeutungen und Spuren der Geschichte können so bewahrt werden.

12 **WOHNBAU HOLLIGERHOF 8 IN BERN
BHSF ARCHITEKTEN**

In Bern wurde ein altes Lagergebäude für eine Wohnbaugenossenschaft umgebaut und erweitert. Die Architekten haben die Qualitäten des Bestandbaus aufgespürt, erkannt und ihm durch die Transformation neue Bedeutung verliehen. Es sind grosszügige, teils ungewöhnliche Raumzuschnitte entstanden, die allein aus Kostengründen in einem Neubau undenkbar gewesen wären.

24 **EINFAMILIENHAUS IN LINZ
SCHNEIDER LENGAUER PÜHRINGER ARCHITEKTEN**

26 **DOLOMITENBAD IN LIENZ
MACHNÉ & GLANZL ARCHITEKTEN**

30 **HAUS XXS IN LJUBLJANA
DEKLEVA GREGORIČ ARCHITECTS**

32 **OBERSTUFENSCHULE HOHFURRI IN WINTERTHUR
RWPA ARCHITEKTEN**

36 **STUDENTENSTADT IN MÜNCHEN-FREIMANN
MUCK PETZET ARCHITEKTEN**

38 **ENGAGEMENT**
40 **DESIGN**
42 **AM START**

Weiterdenken

Schon längst sind Sanierung, Umbau und Weiterentwicklung des Gebäudebestands zu einem der wichtigsten Betätigungsfelder der Architektur geworden. Dabei geht es nicht nur um Energieeffizienz und Ressourcenschonung, sondern auch darum, unsere Baukultur und die mit ihr verbundenen zivilisatorischen und gestalterischen Errungenschaften zu erhalten. Unser Gebäudebestand beherbergt eben nicht nur materielle Werte, sondern auch ideelle.

Das sichtbarste Zeichen einer Bestandserneuerung ist die äussere Erscheinung, eine neue Fassadenbekleidung, eine neue Dachdeckung. Bei der Materialwahl versuchen die Architekten das Wesen des umzubauenden Gebäudes aufzuspüren und dieses in die Neuzeit zu übersetzen. Eine neue Fassadenbekleidung aus gewellten Faserzementplatten kann zum Beispiel ein Verweis auf die ehemalige gewerbliche Nutzung des Gebäudes oder des Areals sein.

Die Verwendung von Faserzementplatten kann aber auch ein Zeichen für eine Verwandlung sein oder auf die traditionelle Verwendung des Materials anspielen. Im Fall eines Schwimmbads in Osttirol kam die neue Fassade aus Faserzementplatten der ursprünglichen Erscheinung der Sichtbetonfassade am nächsten. Beim XXS House in Slowenien hingegen transferiert die Fassade aus Faserzement ein altes Gebäude in ein vielbeachtetes Beispiel moderner zeitgenössischer Architektur. Dieses Haus ist schon bald 20 Jahre alt und zeigt, dass Faserzement in Würde altert. Denn auch Sanierungen und Umbauten müssen Bestand haben.

Jedes Gebäude hat seine Eigenheit, seinen individuellen Charakter. Diesen gilt es zu erkennen, zu erhalten und in die Jetztzeit zu überführen, so wie es BHSF Architekten mit einem Lagergebäude in Bern gemacht haben. Ein buntes Portfolio an Bauaufgaben und Herangehensweisen erwartet Sie in dieser ARCH.

Anne Isopp



Minhocão ist eine Hochstrasse in São Paulo, die jeden Sonntag für den Verkehr gesperrt wird.

Eine Strassenecke in Buenos Aires: Der Fotograf Markus Lanz spricht hier von einer Porosität zwischen innen und aussen, einer Verbindung, die essenziell ist für die Aufenthaltsqualität.



DOMINO – Eine Persönlichkeit aus Architektur und Design stellt einer Kollegin oder einem Kollegen eine Frage, die unsere Gesellschaft bewegt. Cordula Weber fragt die Stadt- und Regionalplanerin Sophie Wolfrum:

WIE KÖNNEN WIR DIE STRASSE ALS LEBENSRAUM ZURÜCKGEWINNEN?

Strassen sind vornehmlich Bewegungsräume, zugleich aber auch Räume für Aufenthalt und soziale Begegnungen. Als urbane Räume kann man sie sowohl politisch, soziologisch als auch architektonisch betrachten. Der Fokus meiner Antwort liegt im Architektonischen, der Strasse als Architektur urbaner Räume.

Von dem Begriff «Lebensraum» möchte ich jedoch Abstand nehmen, da dieser in der Politik des Deutschen Reiches, insbesondere in der Nazizeit, eine unrühmliche Rolle in der politischen und eugenischen Rechtfertigung kolonialer Gewalt gespielt hat. Aber ich verstehe schon, was mit der Frage gemeint ist: Wie können wir die Strasse als öffentlichen Raum zurückgewinnen, als einen urbanen Raum der Stadt?

Das System der Funktionstrennung in Architektur und Stadtplanung der Moderne hat dazu beigetragen, die Strasse der Stadt auf ihre Verkehrsfunktion zu reduzieren. Das ist ihr Dilemma. Als Bewegungsraum, der sie ursächlich ist, dient sie nun vornehmlich dem Verkehr und in dessen Ausdifferenzierung herrscht wiederum der Fokus auf bestimmte Verkehrsarten vor. Jede Strasse ist dem jeweils vorherrschenden Regime von Geschwindigkeit unterworfen. Eine übliche Stadtstrasse, die für Autos und eine Geschwindigkeit von 50 Kilometern pro Stunde trassiert ist, hat eine Raumaufteilung, die Bürgersteige und Flächen für beiläufigen

Aufenthalt auf eine Restfläche beschränkt. Man lässt seine Kinder nicht auf solchen Strassen spielen.

In der Moderne waren und sind Geschwindigkeit und Mobilität positiv konnotiert. Mobilität war mit Gestaltbarkeit und Veränderbarkeit verbunden, es ging nicht lediglich um die Überwindung von Raum und Zeit. Aber je besser im Laufe der Zeit die Strassen ihrem vornehmlichen Zweck als Mobilitätsmaschinen zu dienen schienen, desto funktionaler wurden sie zugerichtet. Je schneller und grösser das Auto als eine Prothese des Individuums wurde, desto mehr Raum nahm es in den ihm zugedachten Strassen ein und entzog diesen Raum der Öffentlichkeit.

Die Kritik an dieser reduzierten Rolle der Strasse ist so alt wie ihre monofunktionale Ausdifferenzierung. Wohingegen die Literatur über die Architektur der Stadt voll ist von Vergleichen der Stadt als Bühne, des Aufführens und Betrachtens, ihrer szenischen Qualitäten und performativen Möglichkeiten. Man kann der Stadt dieses Potenzial auch nicht gänzlich austreiben. Schon unter den Bedingungen der Pandemie sieht man, wie schnell der Raum der Strasse wieder zurückerobert wird, wenn der funktionale und institutionelle Druck nachlässt. Die Entfunktionalisierung der Strasse wäre eine der grossen Aufgaben im Laufe einer Verkehrswende, von der allenthalben die Rede ist. Aber diese Verkehrswende dürfte nicht nur ein rein verkehrstechnisches Projekt sein, sondern ein politisches der Stadtgesellschaft.

Wir haben das architektonische Repertoire, um Strassen als Räume der Stadt zu gestalten, als öffentliche Räume in einer porösen Stadt. Strassen sind dann als Raumfiguren erkennbar, die mit den angrenzenden Gebäuden und Stadträumen interagieren. Sie wären wieder Zwischenräume des Öffentlichen, Räume für eine Vielfalt an Bewegungen, offen für unvorhergesehene Begegnungen, ein essenzieller Teil der Stadt.

In der nächsten Ausgabe der ARCH geht die Frage an Martina Löw, Soziologin und Professorin für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin: Können Räume queer sein?



Sophie Wolfrum ist Stadt- und Regionalplanerin und emeritierte Professorin der TU München.

FLASHBACK – Der Däne Hans Christian Hansen arbeitete jahrzehntelang beim Stadtarchitekten von Kopenhagen. Er experimentierte gerne mit neuen Baumaterialien und verlieh seinen Bauten einen unverwechselbaren Ausdruck. Gewellte Faserzementplatten kamen dabei besonders häufig zum Einsatz. Es lohnt sich, das Werk Hansens näher anzuschauen.

Hans Christian Hansen (1901–1978) arbeitete sein ganzes Berufsleben lang als Architekt in der Stadtverwaltung von Kopenhagen, vom Abschluss seiner Ausbildung 1928 bis zu seiner Pensionierung 1971. Obwohl er in einer öffentlichen Institution arbeitete, die stark geprägt wurde von den bekannten Stadtarchitekten Poul Holsøe und F. C. Lund, entwickelte er im Laufe der Jahre eine eigene architektonische Sprache, die zugleich originell und humanistisch ist.

Hansen ist vor allem für seine Schul- und Verwaltungsbauten bekannt – aber auch für eine Handvoll voluminöser, zentral gelegener Umspannwerke. Charakteristisch für seine Bauten ist sein Interesse an neuen Materialien, an ihren technischen Eigenschaften, architektonischen Verwendungsmöglichkeiten und Ausdrucksformen.

Hans Christian Hansen war gelernter Schreiner, was sich in seinen Baulösungen widerspiegelt. Er zeigt, wie die Materialien aufeinandertreffen und wie die einzelnen Bauteile gefügt sind. Der Architekt wusste, wie die Eigenschaften der verschiedenen Materialien am besten einzusetzen sind, um räumliche und massstabgerechte Beziehungen zu einem bestimmten Kontext oder einer Nutzung herzustellen. Zwei seiner jüngsten Bauten sind gute Beispiele dafür: das Umspannwerk Amager (1963/64) und die Erweiterung der Gasværksvejens-Schule (1967–1971).

Das Umspannwerk Amager ist eine grosse technische Anlage inmitten eines inzwischen dicht bebauten Wohngebiets. Der Gebäudekomplex zeichnet sich durch geschlossene, mit gewellten Faserzementplatten bekleidete Fassaden aus. Die Wellplatten sind leicht

DÄNISCHER GEHEIMTIPP

schräg gestellt und bilden durchgehende horizontale Bänder. Im Bereich der Öffnungen sind die Faserzementplatten wie Schürzen aufgeklappt und dienen als Schutz. Durch die wechselnden Schatteneffekte der hellen, wellenförmigen Platten wirken die grossen Baukörper kleiner und fügen sich besser in die unmittelbare Umgebung ein.

Gewellte Faserzementplatten sind an fast allen Gebäuden von Hans Christian Hansen zu finden. Als preiswertes Material mit guten technischen Eigenschaften, das leicht zu montieren und auszutauschen war, verwendete er es gerne. Auch die Gasværksvejens-Schule fällt durch die Verwendung gewellter Faserzementplatten auf. Sie werden dort sowohl als Überdachung als auch als schräg gestellter Sonnenschutz in einem in sich geschlossenen, schlanken Tragwerkssystem verwendet. Es entsteht eine lebendige Raumstruktur mit grossen, horizontalen Fensterbändern auf den Längsseiten.

Hans Christian Hansens Umgang mit Materialien ist schnörkellos und pragmatisch. Er fand spielerische und experimentelle Lösungen im Umgang mit den neuen Materialien. Aber auch handwerkliche Tradition und regionale Baukultur spiegeln sich in seinen Bauten wider. Es sind klassisch-moderne Bauten, die eine erlebnisreiche Architektur mit menschlichem Massstab bieten.

Anne Beim



Erweiterung der Gasværksvejens-Schule
(1967–1971).



Umspannwerk Amager (1963/64) mit aufgeklappten Faserzementplatten zum Schutz der Öffnungen.

Anne Beim ist Professorin an der Royal Danish Academy School of Architecture in Kopenhagen. Sie ist eine grosse Bewunderin von Hans Christian Hansens Bauten. Ebenso wie der Architekt Jens Kristian Seier, der Hansens Bauten seit Jahren fotografisch dokumentiert und derzeit ein Buch über ihn schreibt.

Auf Altem aufbauen

Durch die Weiterverwendung von Gebäuden und Bauteilen werden neue Beziehungen geknüpft. Es werden Geschichten weitererzählt und neue erfunden.

Um die Qualitäten des Bestands zu erkennen und zu erschliessen, bedarf es einer geschulten Wahrnehmung.

Text: Christoph Grafe Collage: Anastasia Savinova





Ein brillantes Nebeneinander von Stilen und Bauelementen: Die Casa dei Crescenzi in Rom enthält zahlreiche architektonische Elemente antiker römischer Bauten, unter anderem die Überreste eines byzantinischen Bades.

Die Architektur des Umbauens, oder auch des Weiterbauens, erlebt gegenwärtig eine Renaissance. Noch 2008 leitete Fred Scott sein Buch *On altering architecture* mit der Beobachtung ein, dass im architektonischen Denken des 20. Jahrhunderts davon ausgegangen wird, dass die gebaute Umwelt, wenn sie denn überhaupt von architektonischem Wert ist, nicht verändert werden sollte. Vor diesem Hintergrund war das Um- oder Weiterbauen eine Notlösung, niemals der Hauptzweck der Entwurfsarbeit. Seitdem hat sich diese Sicht auf die Architektur als einer Disziplin des Neubaus grundlegend geändert. Wichtige Impulse in der Architektur entstehen heute zu einem grossen Teil im Kontext des Weiterbauens und werden auch in politischen Debatten zunehmend aufgenommen.

Bis zum 19. Jahrhundert war das Umbauen hingegen ein selbstverständlicher und ökonomisch notwendiger Bestandteil des Bauens. In Bauwerken waren wertvolle Baustoffe, Arbeitskraft und Arbeitszeit gebunden. Der Abriss von Gebäuden hätte die Vernichtung dieser Ressourcen bedeutet. Sinnvoller war es daher, Gebäude möglichst lange zu nutzen und nötigenfalls an neue Bedingungen anzupassen. Schon wegen dieser pragmatischen Haltung zum Bestand zeugen viele historische Gebäude von ganz selbstverständlichen Praktiken des Umbauens, Erweiterns oder auch der partiellen Neunutzung von Bauten und ihren Elementen. Bauteile, die irgendwie noch brauchbar waren, aufs Neue zu nutzen, war also ein selbstverständlicher Teil der Alltagspraxis des

Bauens. Aber auch in der Repräsentationsarchitektur hat die Praxis der Wiederbenutzung von wertvollen Bauteilen eine lange Tradition. Man denke zum Beispiel an die Integration der wiederverwendeten kaiserlichen Reliefs der Kaiser Trajan, Hadrian und Marcus Aurelius im Konstantinsbogen aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Oder an die unweit davon gelegene Casa dei Crescenzi, die zwischen 1040 und 1065 gebaut wurde und worin zahlreiche architektonische Elemente antiker

Der Bestand wird als eine gigantische Lagerstätte von Rohstoffen und Energie dargestellt.

römischer Bauten sichtbar sind, unter anderem die Überreste eines byzantinischen Bades. Das brillante Nebeneinander von Stilen und fragmentierten Elementen zeigt sich in den Tonkapitellen über Halbsäulen, an rätselhaften Kragsteinen mit Amoretten und den Resten einer auskragenden Struktur, der jegliche konstruktive Notwendigkeit fehlt. Das Ganze zeigt die zahlreichen Renovierungen des Gebäudes mit einer grandiosen Lust am Collagieren. Auf einer Fläche von wenigen Quadratme-

tern wird die Geschichte der Stadt und einer ganzen Reihe von Kulturepochen sichtbar, aber auch das Prinzip des nimmer enden wollenden Veränderns und Weiterbauens.

Eine Stadt und ihre Häuser verändern sich permanent

Dass das Erbe der Antike in Rom über viele Jahrhunderte als Repositorium von Bauteilen fungierte, ist vielfach als Zeichen von Verfall gedeutet worden. Aber diese Praxis ist auch noch etwas anderes. Sie zeigt, dass auch eine ewige Stadt nicht stillsteht, sondern sich permanent verändert; und mit ihr die Häuser und deren Nutzung, Bedeutung und Deutung. In der heutigen Debatte über das Bauen im oder mit dem Bestand liegt der Fokus oft auf den quantifizierbaren Daten. Der Bestand wird dabei als eine gigantische energetische Lagerstätte dargestellt, in der grosse Mengen an Rohstoffen und Energie gespeichert sind. Die graue Energie wird zu Recht bezif-

bauen verdeutlicht, dass jeder Entwurf von früheren Entscheidungen, auch derjenigen vorangegangener Architekten, geprägt ist. Czech verstand alles Bauen als Umbau, auch Neubauten in Städten oder Landschaften, die in der Regel von einer langen Kultur der Bewohnung zeugen.

Vorhandene Gebäude können in einer Zeit, in der Materialien knapper werden, als Rohstoffe dienen. Es gibt eine Vielzahl von Initiativen, die darauf reagieren. Die Wiederverwendung von Materialien wird durch ein wirtschaftliches Modell, durch den Tausch von Bauteilen und den privaten Verkauf auf Secondhand-Märkten, aber auch durch eine künstlerische Praxis erleichtert. Der Bestand kann als «geistiger» Rohstoff betrachtet werden, in dem Wissen gespeichert ist – vorausgesetzt, dieses Wissen wird kritisch bewertet und mit einer gewissen Freiheit genutzt. Auch die Materialien selbst sind zu bewerten. Einige sind nachhaltig und gesund, aber viele Materialien der letzten vierzig Jahre sind problematisch und erweisen sich als umweltschädlich. Auch aus diesem Grund liegt es auf der Hand, dass die Umwidmung oder das Recycling eines Bauernhauses aus dem 18. Jahrhundert andere Herausforderungen mit sich bringt als ein Bürogebäude aus den 1980er-Jahren. Die Wiederverwendung eines bestehenden Gebäudes bringt zwangsläufig ein Spannungsverhältnis mit sich. Wie soll das, was einmal eine besondere Bedeutung hatte, in die neue Situation integriert werden? Umnutzungen, die sich sehr oft mit einem Umbau verbinden, bringen zwangsläufig neue Anforderungen mit sich. Dabei müssen in jeder Phase Entscheidungen darüber getroffen werden, welche Merkmale als historisch wertvoll erachtet werden und wo neue Elemente, architektonische wie technische, zugelassen werden sollten und ob sie wesentliche Schlüssel für die neue Erzählung sind, die das Gebäude denjenigen erklärt, die es bewohnen und nutzen. Gerade dort, wo der Bestand nicht sakrosankt ist, wo seine Erhaltung nicht unbedingt zwingend zu sein scheint, zeigt sich die Notwendigkeit einer kritischen, pragmatischen, aber auch geschulten Wahrnehmung. Die Möglichkeiten der Nutzung, die konstruktiven Gegebenheiten und die zuweilen verborgenen räumlichen und formalen Qualitäten müssen eben erst erschlossen werden, bevor ein architektonischer Entwurf gedacht werden kann.

Nicht beziffern lässt sich hingegen, was an ideellen Werten im Bestand gespeichert ist.

fert, um anzugeben, dass es eine unübersehbare ökonomische und ökologische Logik des Um- und Weiterbauens gibt. Nicht beziffern lässt sich hingegen, was an ideellen Werten in diesem Bestand gespeichert ist, an Erinnerungen, Bedeutungen und Spuren der Geschichte. Dabei ist die Wertschätzung des Vorgefundenen als steingewordenes Zeugnis einer gemeinsamen Geschichte für eine Gesellschaft, die sich durch ihre Schnelllebigkeit verunsichert fühlt, womöglich von ebenso entscheidender Bedeutung wie die sinnvolle Nutzung von Rohstoffen. Auch das können die Beispiele aus Rom zeigen. Das Prinzip des Umbauens und des Weiterbauens beinhaltet eine selbstverständliche Akzeptanz von Entscheidungen, die zu einem früheren Zeitpunkt von anderen getroffen wurden. Dies impliziert einen erweiterten Begriff von Urheberschaft. Wenn sich nicht nur Städte, sondern auch ihre Häuser in einem kontinuierlichen Veränderungsprozess befinden, gibt es weder einen eindeutigen Anfang noch einen wirklichen Endzustand – und auch niemanden, der sich eine eindeutige Urheber- oder Urheberinnenschaft aneignen könnte. Die Bastelarbeit am Bau ist dann eher vergleichbar mit der Arbeit an einem Garten, die immer ein Verständnis für die prinzipielle Unfertigkeit ihres Objekts impliziert. Der Wiener Architekt Hermann Czech erkannte dies bereits in den 1970er-Jahren, als er darauf hinwies, dass gerade das Um-

Konservierung vs. Restaurierung neu denken

Der im 19. Jahrhundert formulierte Gegensatz zwischen den Konzepten der Konservierung und der Restaurierung, und damit der baulichen Veränderung, ist in den institutionellen Debatten über die Erhaltung des baulichen Erbes stark präsent. In der zeitgenössischen Praxis muss dieser Gegensatz jedoch neu gedacht werden. Eine Gesellschaft braucht bei weitem nicht die schiere Anzahl an unter Schutz gestellten Baudenkmälern für die Konstruktion ihres Gedächtnisses. Die Weiterverwendung

WEITERDENKEN

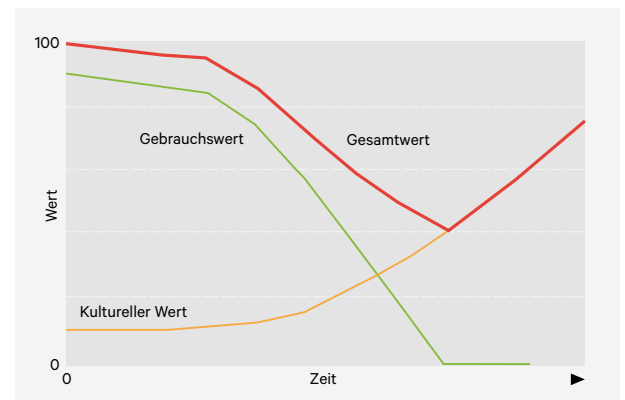


Weiterbauen, umnutzen, adaptieren: Museum für Naturkunde in Berlin (Diener & Diener Architekten), eine neue Treppe im von Hermann Czech umgebauten Urbani Haus in Wien, Bauernhaus im Bayerischen Wald (Peter Haimel), Ladeneinbauten im Zürcher Eisenbahnviadukt (EM2N Architekten), Alison and Peter Smithsons Wochenendhaus in England.



als ökonomisch und ökologisch sinnvolle Antwort auf den vorhandenen Gebäudebestand hat sich deshalb zu einer Standardlösung entwickelt, um eine Vielzahl von städtischen Einrichtungen und Aktivitäten unterzubringen: Fabriken werden zu Wohnzwecken oder als Verwaltungszentren genutzt, ein Autohaus kann ein zweites Leben als Galerie genießen, ein Gefängnis kann zu einer Universität werden. Bei diesen Projekten geht es natürlich um die Konsolidierung einer Struktur, aber auch um die Geschichte und ihre Interpretationen. Die Wiederverwendung erfordert jedoch im Wesentlichen eine neue Erzählung, da die Struktur verändert wird, um den Rahmen für Aktivitäten, Praktiken und Bedeutungen zu schaffen, die sich von der ursprünglichen Nutzung grundlegend unterscheiden können.

Damit kommt der Frage der Beurteilung, was erhalten werden muss und was nicht, eine neue Bedeutung zu. Was ist der Wert von Baudenkmälern? Der österreichische Kunsthistoriker Alois Riegl (1858–1905) identifizierte 1903 in seinem einflussreichen Aufsatz «Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen, seine Entstehung» eine Reihe von Werten, die Kriterien für die Beurteilung der Bedeutung von Denkmälern liefern. In diesem Wertesystem, einem der ersten Versuche, das architektonische Erbe zu klassifizieren, unterscheidet Riegl zwischen «Erinnerungswerten» und «Gegenwartswerten». Zu letzterer Kategorie gehört für ihn neben dem eigentlichen «Kunstwert» auch der «Gebrauchswert», zu ersterer der «Erinnerungswert» und der «Alterswert». Dies zeigt die Spannung, die um jedes Denkmal herum entsteht. Geht es um die Rolle eines Gebäudes in der Geschichte einer Stadt, oder ist die Würdigung eher kunsthistorisch motiviert? Und wie verhält sich die Realität der zeitgenössischen Nutzung – die ihrerseits ihre eigene Geschichte hat – zu dem Alterswert, der manchmal unter Schichten von Ergänzungen verborgen ist?



Je älter ein Lebewesen wird, desto kürzer ist seine Lebenserwartung. Bei Gegenständen verhält es sich umgekehrt: Je älter sie werden, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie noch älter werden. Wer ein Gebäude saniert oder weiterbaut, greift in diese Werteentwicklung ein («Die Kunst des Bewahrens», 2020).

Der Ansatz des Weiterbaus und der adaptiven Umnutzung, also der Umwidmung eines Gebäudes für eine andere Funktion als die, für die es ursprünglich gebaut wurde, fordert die Entwerfer und Entwerferinnen heraus, die verborgenen Qualitäten eines Gebäudes zu entdecken. Der Entwurf wird dann zu einer intelligenten Kombination aus Archäologie und Chirurgie. Es geht um die Essenz des bestehenden Gebäudes, die die Möglichkeit einer neuen Nutzung und einer neuen Bedeutung eröffnet. Dann kann ein Bankgebäude aus den 1970er-Jahren zu einem modernen Bürgerzentrum werden (Rathaus Kortrijk) oder ein Gefängnis aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Universität (Universität Hasselt). Spuren des Wandels im Laufe der Zeit können – oder sollten sogar – bewahrt werden, weil sie Ausdruck der Schichtung und des Zusammenhangs zwischen verschiedenen Epochen und Nutzungsformen sind. All dies erfordert allerdings eines: Das modernistische Konstrukt, das den Unterschied zwischen Alt und Neu betont, muss definitiv losgelassen werden. Die Fortsetzung latenter, oft nicht direkt sichtbarer Geschichten innerhalb des Gebäudebestands und des Stadtgefüges, bietet die Möglichkeit zum Weiter-erzählen und Um-erzählen. Und damit zu Geschichten, die nie zu Ende sind.

Literaturempfehlungen



«Umbaukultur», Christoph Grafe, Tim Rieniets, Baukultur Nordrhein-Westfalen, Verlag Kettler, Dortmund 2020



«Die Kunst des Bewahrens – Denkmalpflege, Architektur und Stadt», Thomas Will, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2020



«Bauen ist Weiterbauen – Lucius Burckhardts Auseinandersetzung mit Architektur», Philippe Koch, Andreas Jud/ZHAW, Triest Verlag, Zürich 2021

Christoph Grafe ist Professor für Architekturgeschichte und -theorie an der Universität Wuppertal. Er ist Redakteur von OASE und Verleger/Redakteur von Eselsohren, Mitglied des Redaktionsbeirats des *Journal of Architecture* (RIBA) und des Beirats des Baukunstarchivs Nordrhein-Westfalen. Sein neuestes Buch *Umbaukultur, für eine Architektur des Veränderns* erscheint in Kürze in einer Neuauflage.



BHSF Architekten

Wohnen wie im Renaissancepalast

Auf dem Areal der ehemaligen Berner Kehrrechtverwertungsanlage entsteht das neue Wohnquartier Holliger. Der erste fertiggestellte Wohnbau ist kein Neubau, sondern eine umgenutzte ehemalige Lagerhalle der Firma Tobler. Wo früher Schokolade lagerte, wird nun gewohnt und gearbeitet, und das in einer räumlichen Vielfalt, die ihresgleichen sucht.

Text: Sebastian Holzhausen, Fotos: Niklaus Spoerri







Auch Bern kennt wie andere Städte den Mangel an günstigem Wohnraum. Deshalb war es für die Stadt Bern ein zentrales Anliegen, nach der Stilllegung der Kehrrichtverwertungsanlage (KVA) auf dem Areal ein neues Wohnquartier mit bezahlbarem Wohn- und Gewerberaum zu entwickeln. Der Erhalt oder der Abbruch der Bestandsgebäude auf dem Areal stand den Teilnehmenden des dafür ausgelobten Städtebauwettbewerbs frei. Die Stadt hatte im Vorfeld abgeklärt, welche Gebäude sich überhaupt für einen Erhalt eignen würden, da die meisten durch die lange KVA-Nutzung stark belastet waren. Aus dem initialen Städtebauwettbewerb ging das Architekturbüro BHSF aus Zürich als Sieger hervor. Ein konsequenter Entscheid, überzeugten BHSF in ihrem Beitrag doch vor allem mit der sinnfälligen Übernahme der grossvolumigen Bebauungstypologie dieses vormals gewerblich geprägten Areals. Die Architekten schlugen auch die Umnutzung des ehemaligen Lagergebäudes des Schokoladenfabrikanten Tobler zum Wohn- und Gewerbehaus vor. Die Jury sprach ihnen dann dieses Baufeld als Folgeauftrag zu.

Verweis auf gewerblichen Ursprung

Der inzwischen fertiggestellte «Holligerhof 8» steht als grosses, rechteckiges Volumen zentral an der nordwestlichen Arealgrenze und thront als erster vollendeter Bau über dem entstehenden Quartier. Mit seiner gewellten Faserzementfassade und seiner rigiden Fensterordnung verweist er sichtbar auf seinen gewerblichen Ursprung. Der mächtige Eindruck entsteht auch durch die drei zusätzlichen Wohngeschosse, die in vorgefertigtem Element-Holzbau neu auf den vormals flachen Gewerbebau aufgesetzt wurden.

Wohnen mit Graffiti Spuren

Man betritt das Gebäude über die erhalten gebliebene Verladerampe. Diese steht nach wie vor den im Haus domizilierten Gewerbenutzungen zur Verfügung und dient zugleich als gemeinschaftlich genutzter, öffentlicher und gedeckter Vorplatz. Die 4,60 Meter hohe Eingangshalle lässt die Besuchenden sofort die räumlichen Dimensionen spüren, mit denen die Architekten hier arbeiten durften. Eine grosse Bodenöffnung lenkt den Blick im Vorbeigehen in das 5,30 Meter tiefer gelegene, gewerblich ge-

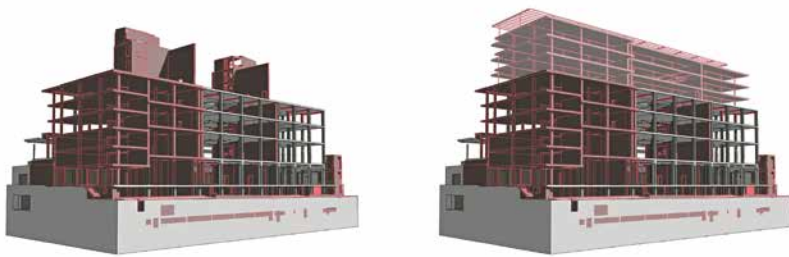
nutzte erste von drei Untergeschossen. Der anschliessende zentrale, überhohe Korridor im Eingangsgeschoss ist angenehm breit angelegt und spannt sich längs zwischen den beiden neu eingefügten, seitlichen Treppenhäusern auf. Über alle Stockwerke gehende, von oben belichtete Lufträume geben eine Vorahnung auf den räumlichen Reichtum des Gebäudes.

So weist der ehemalige Bestandsbau vom Erdgeschoss bis zum zweiten Obergeschoss durchgängig Raumhöhen von dreieinhalb bis viereinhalb Meter und ein durchlaufendes Raster massiver bestehender Betonstützen auf. Das erzeugt im Zusammenspiel mit den neu eingefügten Raumtrennwänden spannende räumliche Situationen. Die mit ihren Graffiti Spuren belassenen Stützen stehen massiv und hoch in den Wohnungen und verweisen subtil auf den Ursprung und die wechselhafte Nutzungsgeschichte des Gebäudes.

Spezifisch ist auch die räumliche Disposition in der ehemaligen Silohalle am nordwestlichen Gebäudeende: Mithilfe von Zwischenebenen gelang es den Architekten, den hier angeordneten Clusterwohnungen eine räum-



Zu Beginn wurden das Kakaobohnen-Silo und das Treppenhaus abgebrochen.



Nach dem Teilabbruch wurden die Treppenhäuser und der Bauteil für die Split-Level-Wohnungen neu betoniert. Zuletzt kamen die drei Holzgeschosse obendrauf.

liche Grosszügigkeit zu verleihen. Im Kontrast dazu stehen die Wohngeschosse der Aufstockung, in denen sich die gleichen Grundrisse innerhalb normaler Raumhöhen von 2,50 Metern wiederholen.

Überhohe Räume

Die Architekten haben es geschafft, die Besonderheiten der Räume für die Anliegen der Genossenschaft und ihre spezifischen Wohnbedürfnisse zu nutzen und weiterzuentwickeln: Clusterwohnungen und grosse Wohngemeinschaften mäandern durch die enormen Gebäudetiefen, wickeln sich um neue Lichthöfe oder stapeln sich auf mehreren Ebenen. Bewusst haben die Architekten viele Räume überhoch belassen und Einbauten nicht raumhoch ausgeführt. Das ermöglicht den späteren Bewohnenden unterschiedlichste Formen der Aneignung dieser Luft Räume.

Was Projektentwickler heute leider immer noch zu schnell als schlecht nutzbaren Bestand abtun, hat es den Architekten erlaubt, spezifische räumliche Lösungen zu finden, die in einem Neubau so gar nicht realisierbar gewesen wären. Die Architekten spre-

chen auch vom Privileg, hier Raumdimensionen vorgefunden zu haben, die mit überhohen Räumen, Hallen und Enfiladen an italienische Renaissancepaläste erinnern. Nicht zu vergessen ist, dass sich die für dieses Bauwerk neu gegründete Wohnbaugenossenschaft Warmbächli einen Ersatzneubau wohl gar nicht hätte leisten können.

Sebastian Holzhausen ist Architekt. Er führt seit 2012 gemeinsam mit Hannes Zweifel das Büro Holzhausen Zweifel Architekten mit Sitz in Zürich und Bern. Eines ihrer Kernthemen ist ebenfalls das Bauen im Bestand.

Wohnbau Holligerhof 8

Standort: Güterstrasse 8, Bern/CH

Bauherrschaft: Wohnbaugenossenschaft Warmbächli, Bern

Architektur: BHSF Architekten, Zürich, mit Christian Salewski (Co-Autor Wettbewerbsprojekt)

Generalplaner: Planergemeinschaft BHSF Architekten, Zürich, und Itten Brechbühl, Bern

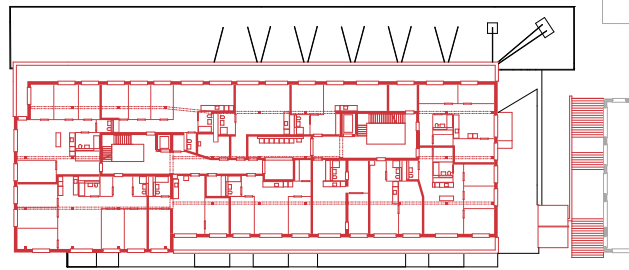
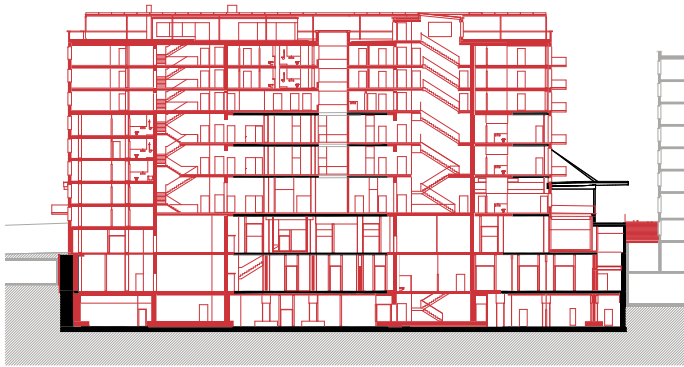
Fertigstellung: 2021

Bestandsbau: Eduard Helfer, 1965

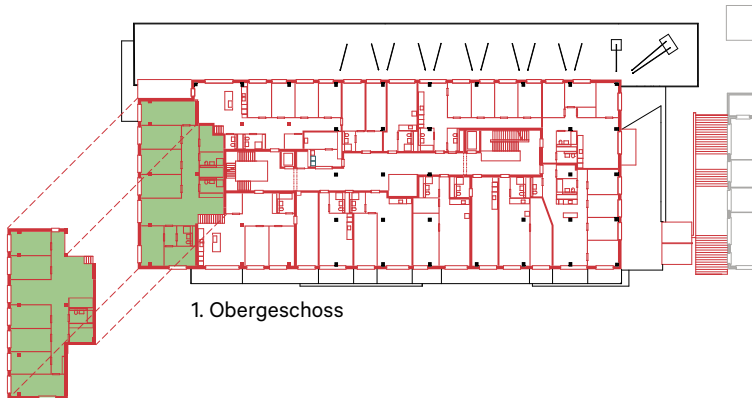
Fassadenbau: Kühni AG, Ramsei/CH

Fassadenmaterial: Faserzement-Wellplatte Ondapress-36 und Ondapress-57, naturbelassen

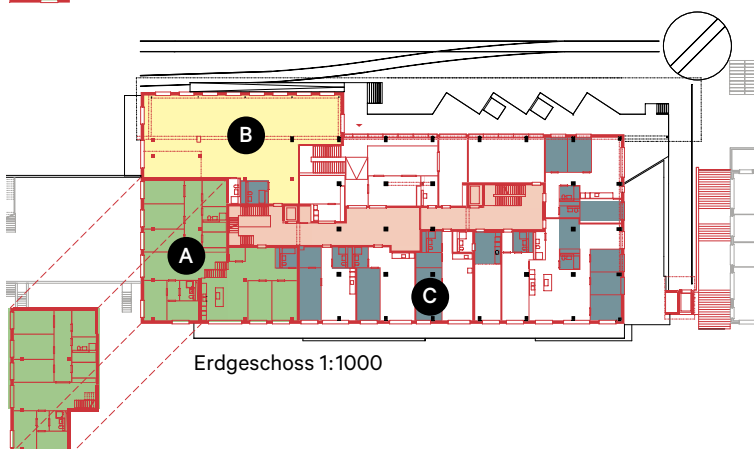
Innenausbauaterial: Holzzementplatte Duripanel in unterschiedlichen Farben



3. Obergeschoss

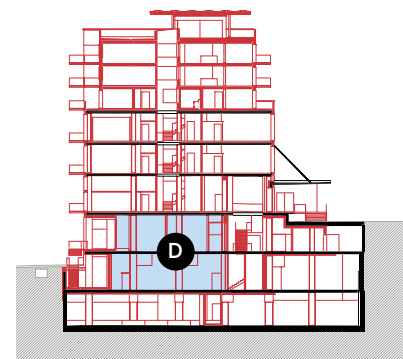


1. Obergeschoss



Erdgeschoss 1:1000

Das Bauen im Bestand ermöglicht solch grosszügige Erschliessungszonen.



Der Reichtum an Wohnformen reicht von Split-Level-Wohnungen (A) über Selbstbaulofts (B) bis hin zu selbst zu erschliessenden Galerien (C). Die Gewerberäume (D) liegen im Souterrain.



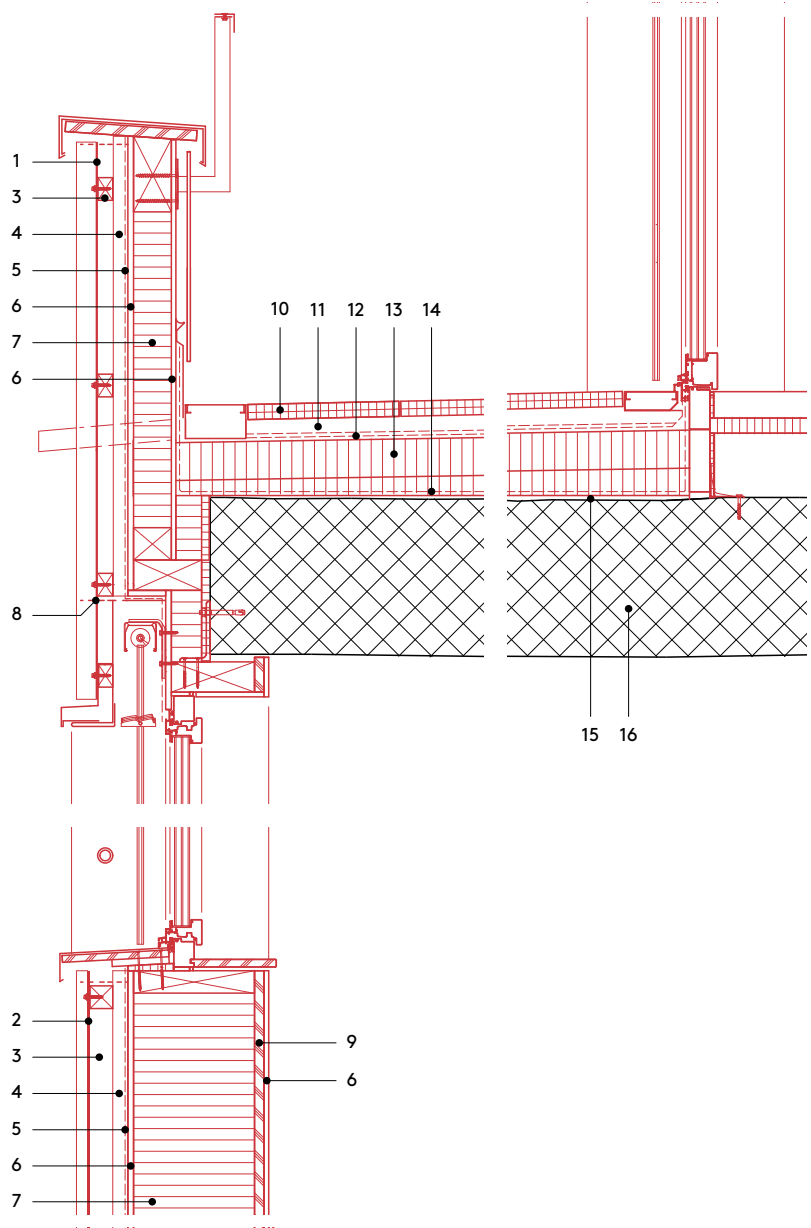




WEITERDENKEN

Vertikalschnitt 1:20

- 1 Wellplatte Ondapress-57
- 2 Wellplatte Ondapress-36
- 3 Horizontallattung
- 4 Hinterlüftung, Vertikallattung
- 5 Winddichtung
- 6 Gipsfaserplatte
- 7 Wärmedämmung, Mineralwolle
- 8 Hinterlüftungsgitter
- 9 Gipsfaserplatte
- 10 Zementplatten
- 11 Splittschüttung, Drainagematte
- 12 Abdichtung, bituminös, 2-lagig
- 13 Wärmedämmung
- 14 Dampfbremse, bituminös, vollflächig verklebt
- 15 Ausgleichsschicht
- 16 Stahlbetondecke Bestand



Der Charme der Industrie-architektur spiegelt sich in der neuen Fassade aus Faserzementplatten wider.

Die Dachterrasse für alle wird von Photovoltaik-Modulen beschattet.



«Der ehemals gewerbliche Charakter sollte auch nach dem Umbau noch ablesbar sein. Gewellte Faserzementplatten schienen uns dafür sehr passend.»

Für ARCH sprach Sebastian Holzhausen mit Axel Humpert und Tim Seidel. Sie sind Partner bei BHSF Architekten und leiten den Zürcher Firmensitz.

Warum haben Sie sich zur Weiterbearbeitung des ehemaligen Lagergebäudes entschlossen? War das eine Vorgabe?

TS: Erste Überlegungen zum Erhalt des Lagergebäudes haben wir bereits in den Wettbewerbsbeitrag einfließen lassen. Wir hatten anhand des Gebäudes die geforderten Grundrissbeispiele aufgezeigt, auch um mit Bauen im Bestand eine Art Feldforschung zu betreiben.

AH: Wir müssen der Jury danken. Wohnungen bauen zu dürfen, die mit Enfiladen, Hallen und überhohen Räumen an Renaissancepaläste des 16. Jahrhunderts heranreichen, noch dazu für kostengünstigen Wohnungsbau! Mit Abbruch und Neubau wäre das gar nicht möglich gewesen.

Das bringt mich zu den spezifischen Qualitäten des Bestandsgebäudes. Welche waren bei diesem Projekt für Sie, nebst den räumlichen Möglichkeiten, bestimmend?

AH: Das Grossartige an so einem Bestand ist, dass er es erlaubt, nicht alles ausdetailieren zu müssen. Das Rohe des Gewerbebaus lässt vieles zu. Wir haben im Lauf der Projektierung immer wieder festgestellt, dass planerisch schon ganz wenig ausreicht, um einen Eingriff im Bestand gut wirken zu lassen.

TS: Was natürlich nicht in allen Bereichen so einfach mit den Vorstellungen und den Zielen der Bauherrschaft in Einklang zu bringen ist. Es brauchte eine konstante Aushandlung zwischen dem Wunsch nach einer hohen Wohnlichkeit einerseits und unserem Respekt vor dem Bestand, bei dem wir möglichst viel von seiner gewerblichen Vergangenheit erkennbar lassen wollten.

Rührt daher auch die Wahl des Fassadenmaterials?

AH: Ja, sicher. Der ehemals gewerbliche Charakter sollte auch nach dem Umbau noch ablesbar sein. Gewellte Faserzementplatten in ihrer einfachen grauen Ausfüh-

rung schienen uns sehr passend, man kennt das ja auch von Trapezblechfassaden. Aber Faserzement hat eine weichere, wohnlichere Haptik und Optik.

Bauen im Bestand heisst auch immer, sich mit limitierenden Faktoren, mit gegebenen Settings und spezifischen Einschränkungen auseinanderzusetzen. Wie sind Sie damit umgegangen?

AH: Da muss ich weiter ausholen. Wir sind beide in Deutschland aufgewachsen, ich im Ruhrgebiet, Tim in Darmstadt. Orte, die sehr vom Wiederaufbau nach dem Krieg gekennzeichnet sind, mit all den städtebaulichen Brüchen. Kurz gefasst: Wir sind mit einem Auge für das vermeintlich «nicht Schöne» und seine Qualitäten gross geworden. Dieser ähnliche Hintergrund paart sich mit dem gemeinsamen Interesse an der Weiternutzung und am Weiterbauen von vordergründig Hässlichem.

TS: Qualitäten in Bestandstrukturen zu erkennen und mit dem eigenen Beitrag weiterzuführen, ist auch etwas, das von unserem Studium an der ETH Zürich bei Miroslav Šik und Peter Märkli herrührt. Es bedingt eine Forschung an spezifischen Themen, anstatt nur gängige Standards anzuwenden.

Eine Herausforderung sehe ich bei diesem Projekt in der Umwandlung eines Gewerbehouses zu einem Wohnhaus. Inwiefern hat Sie das gezwungen, gewöhnliche Wohnvorstellungen zu hinterfragen?

«Bauen im Bestand hat sich hier in Bezug auf eine umfassend verstandene Nachhaltigkeit definitiv gelohnt.»



AH: Sonderwohnformen waren bereits im Wettbewerb gefordert, Gross-WGs, Clusterwohnungen und so weiter. Dafür bot sich das bestehende Gebäude mit seinen grossen Räumen und den diversen Raumtypologien geradezu an. Wir entschieden uns schon im Wettbewerb, anstatt diese Wohnformen gleichmässig auf die Baufelder zu verteilen, alle konzentriert in das zentrale Gebäude zu packen, dazu noch die geforderten Atelier- und Gewerbeflächen. Wir sahen darin vor allem die Chance, ein lebendiges Zentrum für das Areal zu etablieren.

Wie sehr liess sich der Nachhaltigkeitsanspruch aufrechterhalten, da Sie für den Umbau von Gewerberaum zu Wohneinheiten stark in die Struktur des Gebäudes eingreifen mussten?

TS: Grundsätzlich hat sich das Bauen im Bestand in Bezug auf eine umfassend verstandene Nachhaltigkeit definitiv gelohnt. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass dadurch 21000 Tonnen Beton nicht

abgebrochen wurden! Wenn man aber rein auf energetische Themen schaut, muss man natürlich gewisse Kompromisse in Kauf nehmen, das ist klar.

AH: Nachhaltigkeit ist mehr als nur Energieeinsparung. Soziale Nachhaltigkeit ist bei einem so grossen Areal mindestens ebenso wichtig. Wir sprechen da über die Identifikation des Ortes im Kontext. Auch die erwähnte räumliche Spezifik bekommt man in einem Neubau so sicher nicht hin.

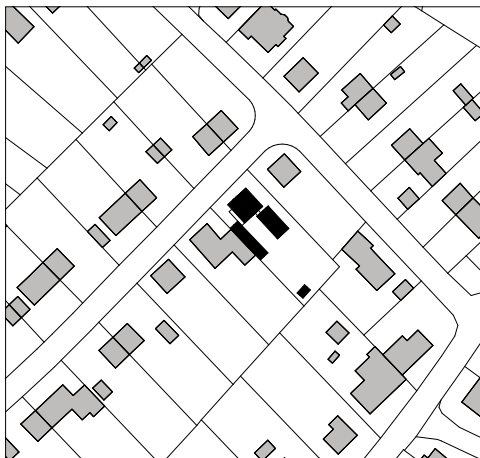
TS: Es ist mit Blick auf die Sonderdetails, die ein Bestandsbau verlangt, sicher auch kein günstigeres Bauen. Aber wenn man die Summe der spezifischen Qualitäten anschaut, die sich aus dem Umgang mit dem Bestand ergeben, muss man sagen, dass die Gesamtbilanz unterm Strich definitiv positiv ausfällt.

BHSF Architekten ist ein Büro mit Sitz in Zürich und München. Es wurde 2007 von Benedikt Boucsein, Axel Humpert und Tim Seidel gegründet und widmet sich der Architektur und dem Städtebau. Neben praktischer Bau- und Entwurfstätigkeit führt BHSF regelmässig Werkstattgespräche im eigenen Büro durch und ist in Lehre und Forschung an der FHNW Muttens und der TU München aktiv. Auf dem Bild sind die Architekten mit einem Modell eines Umbaus für ein Haus in Zollikon zu sehen.





Schneider Lengauer Pühringer Einfach verdreifacht



Einfamilienhaus Scherfenbergstrasse, Linz

Die Wohnsiedlung Keferfeld stammt aus der NS-Zeit. Um ein Stahlwerk, das sogenannte Hermann-Göring-Werk, zu bauen, wurden Menschen umgesiedelt. Sie bekamen auf dem Keferfeld im Süden von Linz ein Grundstück, Baumaterialien und einen Bauplan. In der Zwischenzeit wurden die meisten Häuser saniert und erweitert. So auch dieses Arbeiterhaus. Schon von Weitem hebt es sich von den anderen durch seine zurückhaltende Farb- und Materialwahl ab. Die Bauherrin, die hier aufgewachsen ist, kehrte nach Jahrzehnten mit ihrem Mann in das Haus zurück. Schneider Lengauer Pühringer Architekten sanierten das Arbeiterhaus und erweiterten es um eine Bibliothek und eine Gartenlaube. Für Architekt Peter Schneider haben diese Wohnhäuser, so einfach sie sind, eine grosse Qualität und einen gut funktionierenden Grundriss. Im Inneren entfernten sie deshalb lediglich ein paar Trennwände, die alte, knarrende Holztreppe ins Obergeschoss blieb. An den Altbau schliesst mit gebührendem Abstand die neue, zum Innenhof hin ver-

glaste Bibliothek an. Raumhohe Bücherregale stehen an den Aussenwänden und eine Empore bietet einen Rückzugsort. Gegenüber der Bibliothek liegt die Garage, an deren Ende ein überdachter Freibereich entstanden ist. Gemeinsam bilden die drei Bauten einen schönen Innenhof. Bis hin zu den Ausführungsdetails haben sich die Architekten vom Bestand inspirieren lassen: «Diese Einfachheit in der Detaillierung haben wir übernommen», erklärt Peter Schneider. «Die Dachdeckung kommt ohne Verblechung aus. Auch wir haben die Faserzementplatten acht Zentimeter über die Mauerwerkskante herausgezogen und angeputzt.» Besonders elegant ist dadurch das Ortgangdetail. Mit der einfachen Grundform und der zurückhaltenden Materialität bilden die Gebäude ein stimmiges Ensemble. Der helle Putz wurde passend zur grauen, kleinteiligen Deckung aus Faserzementplatten an den steilen Satteldächern gewählt. Zum Schluss sei noch auf eine andere Sehenswürdigkeit in der Siedlung verwiesen: In den 1960er-Jahren baute hier der deutsche Kirchenbauer Rudolf Schwarz die Kirche zur Heiligen Theresia. Auch sie ist einen Besuch wert.

Anne Isopp

Standort: Scherfenbergstrasse, Linz/AT

Bauherrschaft: privat

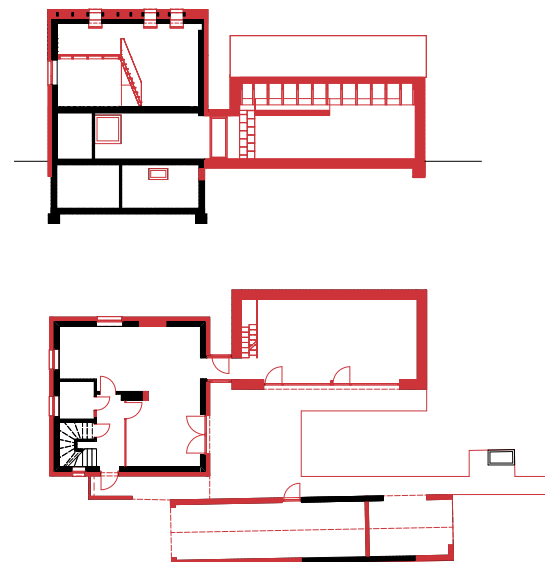
Architektur: Schneider Lengauer Pühringer, Neumarkt im Mühlkreis/AT

Fertigstellung: 2020

Bestandsbau: Hermann Rimpl, 1939

Fassadenbau: Urban Dachdeckermeister, Alkoven/AT

Dachmaterial: Faserzement-Dachplatte, Doppeldeckung 40/30, Naturgrau





Aus einem alten Arbeiterhaus wurde ein ganzes Ensemble. Mit der Wahl einer einfachen Kubatur, Materialität und Detaillierung zollen die Architekten dem Bestand Respekt.





Wie der Sichtbeton sind die unbehandelten Faserzementplatten im nassen Zustand dunkler als im trockenen. Die Sichtbetonfassade im Erdgeschoss ist noch original aus den 1970er-Jahren.

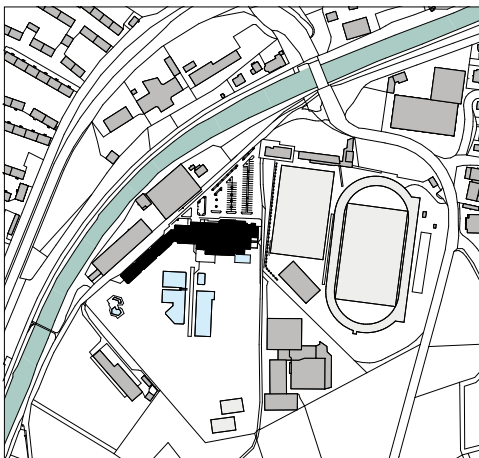


Machné & Glanzl Architekten

In Grau gebadet

Die ursprüngliche Erscheinung des Sichtbetonbaus wollten die Architekten so weit wie möglich bewahren. Deshalb wählten sie im Zuge der Sanierung und Erweiterung des Schwimmbads eine Fassadenbekleidung aus unbehandelten Eternitplatten.

Text: Anne Isopp, Fotos: Paul Ott, Wolfgang Retter



Dolomitenbad, Lienz

So eine Gelegenheit ergibt sich selten. Der Osttiroler Architekt Hans-Peter Machné konnte ein Bauwerk seines Vaters sanieren und erweitern. Dass es dazu kam, war eher Zufall. Sein Vater, Manfred Machné, hatte in den 1970er-Jahren das Dolomitenbad in Lienz gebaut, einen Sichtbetonbau in brutalistischer Manier. Viele Lienzer und Lienzerinnen haben dort schwimmen gelernt und es später ihren Kindern beigebracht. Das Bad ist zu einem Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses der Stadt geworden. Da das Bad in die Jahre gekommen und die Bädertechnik veraltet war, wollte die Stadt es abreißen und ein neues bauen. Eine erste Kostenschätzung liess den Traum jedoch gleich wieder platzen und hinterliess Ratlosigkeit. Hans-Peter Machné, der bereits ein eigenes Architekturbüro mit Sitz in Innsbruck und Lienz führte, las darüber in der Zeitung. Sein Vater sagte zu ihm: «Da musst du etwas machen.» Und er erklärte ihm die Tragkonstruktion des Bestandsbades. Die Stahlbeton-Skelett-Konstruktion war von ihm so konzipiert worden, dass sie eine flexible Anpassung des Grundrisses und eine Aufstockung erlaubte. Machné junior erarbeitete einen Vorschlag für die Sanierung des Bades, stellte ihn samt Kostenvoranschlag dem Stadtrat vor und bekam den Auftrag. Der Bestand wurde saniert und um ein grosses Aussenbecken und ein neues

Geschoss für den Saunabereich erweitert. Die Tragkonstruktion konnte weitestgehend erhalten bleiben, die vorgehängte Fassade aus Sichtbeton war allerdings so angegriffen, dass sie ersetzt werden musste. Um die ursprüngliche Ästhetik des Sichtbetonbaus zu bewahren, wählte der Architekt für die Aussenwandverkleidung naturbelassene Faserzementplatten. Diese ähneln den Betonfertigteilen am ehesten und werden bei Regen auch dunkler. In der unbeheizten Erdgeschosszone des Freibadbereichs findet man noch die Betonfassade aus den 1970er-Jahren mit der strukturierten Oberfläche.

Die Aufstockung für die Sauna war ohne grosse statische Eingriffe möglich. Aus Gewichtsgründen wurde sie in Holzbauweise mit Stahlstützen ausgeführt. Von aussen ist sie durch die gewellte Dachuntersicht als etwas Neues erkennbar. Zwei Architektursprachen treffen hier gekonnt aufeinander. Machné erzählt: «Jeder hat hier schwimmen gelernt. Das ist etwas sehr Emotionales, und ich habe oft von Menschen gehört, dass ihnen das Bad so gut gefällt, weil es neu und doch alt ist.» In der grossen Schwimmhalle gibt es nun eine Holzrasterdecke, die der alten zum Verwechseln ähnlich sieht. Im Saunabereich hingegen sind die Fichtenholzlamellen der abgehängten Decke gewellt und zeichnen die Silhouette der umgebenden Berge nach.

Standort: Rechter Drauweg 1b, Lienz/AT

Bauherrschaft: Stadtgemeinde Lienz, Lienz

Architektur: Machné & Glanzl Architekten, Lienz und Innsbruck/AT

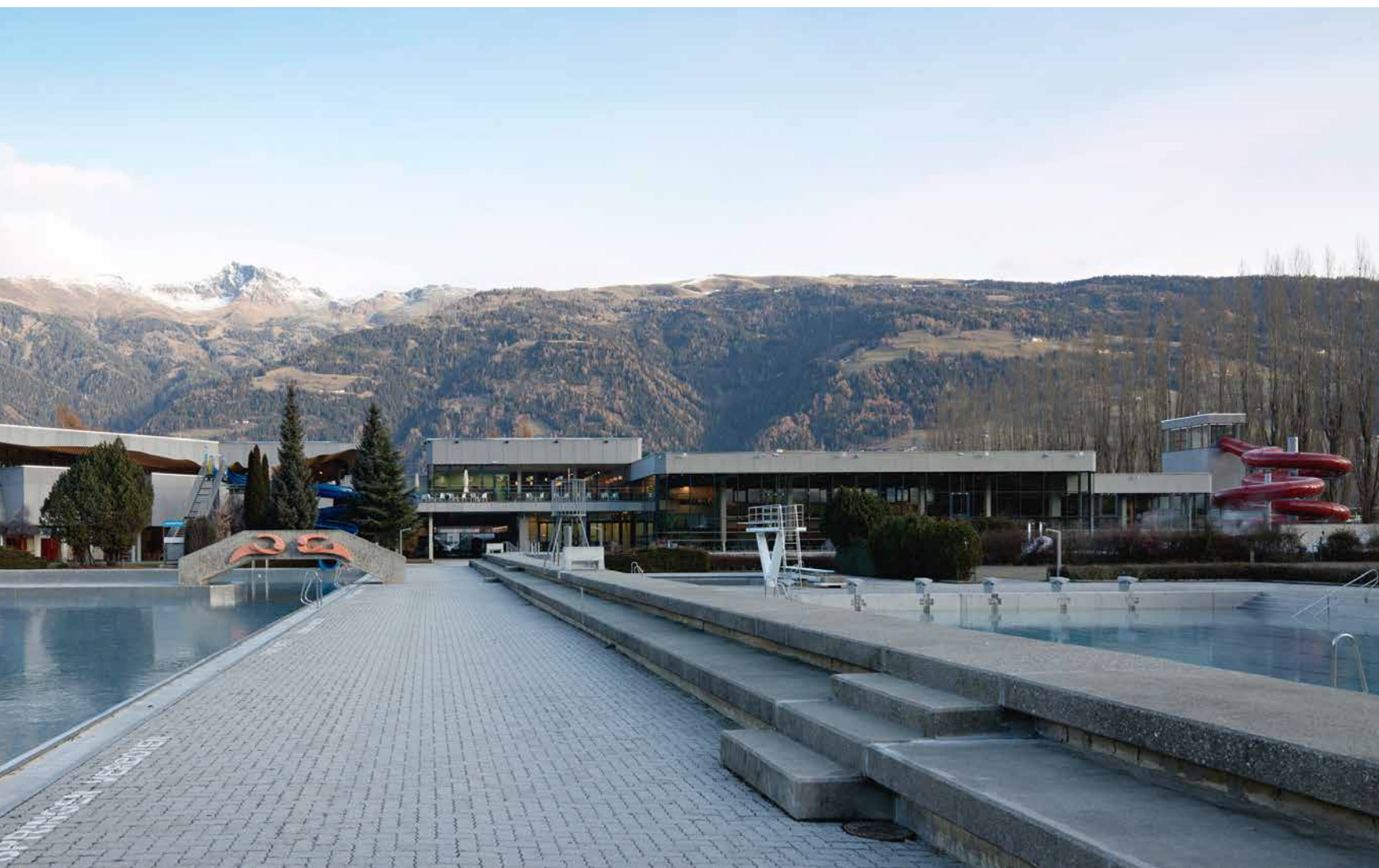
Fertigstellung: 2016

Bestandsbau: Manfred Machné, 1975

Fassadenbau: Holzbau Andreas Lusser, Heinfels/AT, und DIG GmbH, Lienz

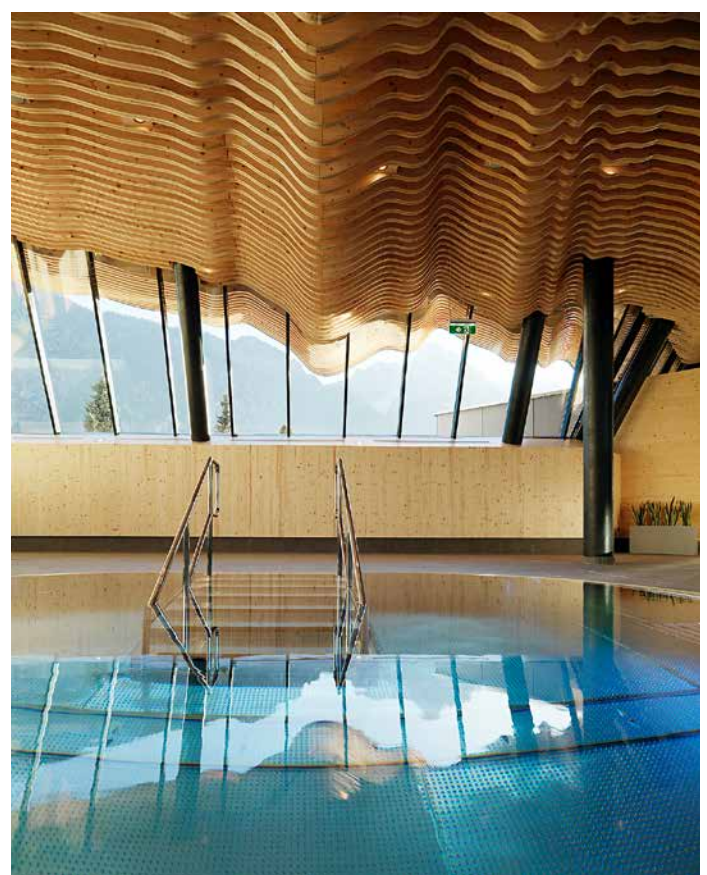
Fassadenmaterial: Faserzement-Fassadenplatte naturbelassen





Ein fließender Übergang
von aussen nach innen:
Auch die Wände im
Restaurant sind mit Faser-
zementplatten bekleidet.

Die Deckenuntersicht in
der Wellnesslandschaft
folgt den Linien der umge-
benden Berglandschaft.



dekleva gregorič architects Spiegelbild des Alten



XXS Haus, Ljubljana

2004 haben die slowenischen Architekten dekleva gregorič architects ein altes Wirtschaftsgebäude am Rande des Stadtzentrums von Ljubljana teilweise abgerissen und als städtisches Wochenendhaus nachgebaut. Es dient als Zweitwohnsitz für Aljoša Deklevas auf dem Land lebende Eltern. Es war für die Architekten ihr erster realisierter Bau. Das Haus ist wegweisend für die zeitgenössische slowenische Architektur geworden. Ich besuchte es bereits als Student und jetzt fast zwanzig Jahre später erneut. Die Besitzer des Hauses vergleichen es mit einem frühen Projekt von Le Corbusier: der Villa «Le Lac», die der Architekt 1923 für seine Mutter auf einer kleinen Parzelle am Genfersee baute. Auch dies ist ein frühes Projekt eines Architekten für die eigenen Eltern. Es ist aber auch ein «Cabanon». Cabanon zu verstehen als ein ultrakleines Refugio, ergonomisch und haptisch, alle benötigten Funktionen auf kleinstem Raum vereint – die Architektur nicht getrennt von Material und Struktur. Die architektonische, volumetrische und materielle Gliederung des Hauses

ergibt sich aus einem Dialog mit dem Kontext. Die Strassenfassade ist verputzt und hat bündig abschliessende Fenster. Längsfassade und Dach sind beide auf die gleiche Art und Weise mit unbeschichteten Faserzementplatten bekleidet. Diese Geste verleiht dem Bau auch heute noch einen zeitgenössischen Charakter. Die technische Lösung einer doppelten Dacheindeckung ist noch heute im Eternit-Katalog zu finden, war 2004 aber eine von dekleva gregorič entwickelte Sonderanfertigung. Ähnlich wie das Äussere hat auch der Innenraum eine starke materielle Präsenz.

Die Möbel sind in den «Körper» des Hauses integriert, die räumliche Anordnung und Materialität auf die Benutzer zugeschnitten.

Nach fast 20 Jahren schneidet das XXS Haus in räumlicher und materieller Hinsicht gut ab, und ich vermute, dass es daran liegt, dass das Haus eine Einheit ist – eine spezifische Verbindung von räumlicher Anordnung, Ergonomie, Materialität und Benutzer.

Jure Grohar

Standort: Ljubljana, Slowenien

Bauherrschaft: privat

Architektur: dekleva gregorič architects, Ljubljana

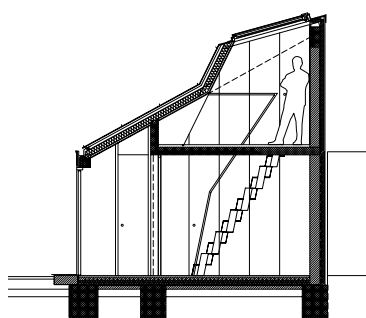
Fertigstellung: 2004

Fassaden- und Dachmaterial: Faserzement-Fassadenplatte naturbelassen

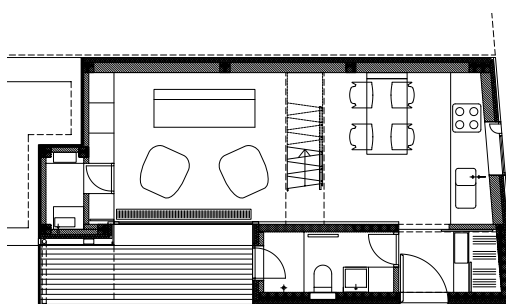




Vor 18 Jahren wurde aus dem Wirtschaftsgebäude ein Wohnhaus. Die hier gezeigten Bilder stammen von Ende 2021. Sie zeigen ein nach wie vor überzeugendes Beispiel für das Weiterbauen im Bestand.



Schnitt 1:150



Erdgeschoss

RWPA Architekten

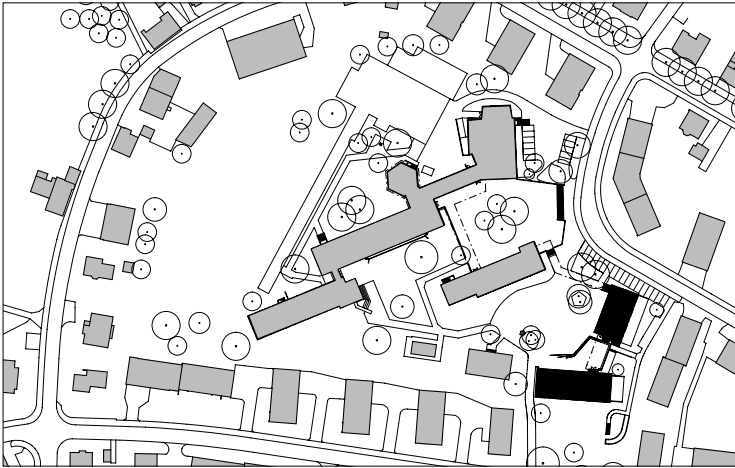
Kleine Teile ergeben ein schönes Ganzes

Zu kleine Schulzimmer, zusätzliche Raumbedürfnisse und der renovationsbedürftige Zustand erforderten eine umfassende Erneuerung der Klassen-trakte des Schulhauses Hohfurri in Winterthur-Wülflingen. Bei den Fassaden der Bauten aus dem Jahr 1967 wählten die Architekten eine Bekleidung mit Faserzementplatten, die ein interessantes Farben- und Musterspiel ergeben.

Text: Reto Westermann, Fotos: Lucas Peters







Schulhaus Hohfurri, Winterthur

In der Nachkriegszeit wuchs Winterthur stark. Die Stadt erstellte zahlreiche neue Schulanlagen, so auch 1956 das Schulhaus Hohfurri im Stadtteil Wülflingen. Der Entwurf orientierte sich am damals beliebten Typus der Pavillonschule mit frei stehenden Klassentrakten. Diese wurden 1967 durch weitere Bauten mit Schulzimmern ergänzt.

Die teilweise sehr kleinen Schulzimmer, zusätzliche Raumbedürfnisse und der renovationsbedürftige Zustand machten eine Erneuerung notwendig. Die Hüllen wurden gedämmt, alle haustechnischen Anlagen ersetzt, die inneren Oberflächen erneuert und die Grundrisse angepasst.

Für alle Gebäudetypen erarbeiteten die Architekten ein individuelles Gestaltungskonzept, das vor allem bei den Fassaden Rücksicht auf typische Elemente der jeweiligen Bauepoche nimmt. Charakteristisch für die beiden Trakte von 1967, die hier zu sehen sind, sind die horizontalen und vertikalen Bandfenster. Die Fassadenflächen, die früher verputzt waren, sind nun mit kleinformatigen, wabenförmigen Faserzementplatten ausgefacht. Filigrane, eloxierte Aluprofile unterstreichen die netzartige Struktur. Wieder aufgegriffen wurden auch die vorspringenden Stirnfassaden. Sie ragen wie früher weiter vor als die Flucht

der Längsfassaden und heben sich in der Farbgebung ab. Die Ausfachung der Felder an den Längsfassaden erfolgte mit Wand-schindeln in den Farbtönen Grün, Gelb und Blau. Durch die wechselweise, rautenförmige Verlegung mit jeweils zwei Farbtönen – zum Pausenhof hin sind sie grün und gelb, rückwärtig grün und blau – entsteht ein Muster, das sich je nach Betrachtungswinkel ändert. Die Stirnseiten wurden vollflächig mit einfarbigen Faserzementplatten bekleidet.

Auch an den Grundrissen der beiden Klassentrakte von 1967 waren Anpassungen nötig. Die sehr breiten Korridore boten die Möglichkeit, jeweils an einem Ende eine der dort vorhandenen WC-Anlagen durch einen Gruppenraum zu ersetzen. Die Schulzimmer selbst wurden nicht verändert. Nach der Sanierung präsentiert sich die Schulanlage in einer Optik, die neu und zugleich vertraut wirkt.

Standort: Eckwiesenstrasse 2, Winterthur/CH

Bauherrschaft: Stadt Winterthur, Departement Schule und Sport, Abteilung Schulbauten

Projektleitung: Stadt Winterthur, Departement Bau, Amt für Städtebau, Abteilung Hochbauten

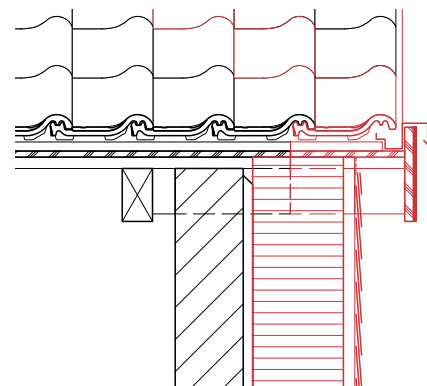
Architektur: RWPA Architekten, Winterthur

Fertigstellung: 2020

Bestandsbau: Willi Heusser/Werner Schoch, 1967

Fassadenbau: Lerch AG Bauunternehmung, Winterthur

Fassadenmaterial: Faserzement-Fassadenschiefer Wabenstreifen $3 \times 200 \times 200$ mm, Nobilis Amber 723; Faserzement-Fassadenschiefer Wabenstreifen $5 \times 120 \times 150$ mm, Nobilis N612 + N513/N412 + N513



Detail Dachrand 1:20

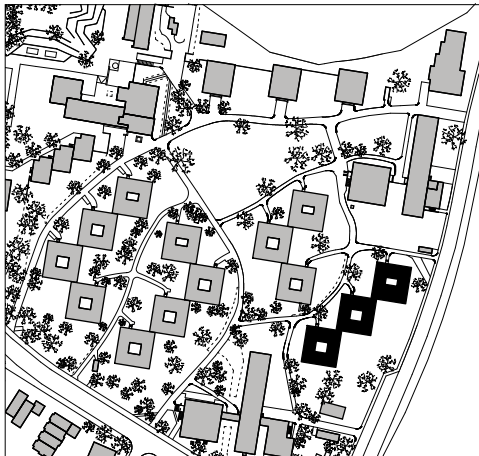




Ein Fest der Farben: Durch die wechselseitige Verlegung der kleinformigen Faserzementplatten in jeweils zwei Farbtönen, mal Grün und Gelb, mal Grün und Blau, entstehen changierende Muster.



Muck Petzet Architekten Im Parkhaus



Studierendenwohnhäuser, München

Mit insgesamt knapp 2500 Wohnplätzen gilt die Studentenstadt in München-Freimann als grösste zusammenhängende Siedlung für Studierende in Deutschland. Der nördliche Teil der zwischen 1961 und 1977 direkt am Rand des Englischen Gartens errichteten Anlage ist vor allem von Scheibenhochhäusern geprägt. Im Süden hingegen bestimmen insbesondere Atriumhäuser das Bild, die in einem parkartigen Umfeld zu Dreier- und Vierergruppen zusammengefasst sind. Letztere hat der Architekt Ernst Maria Lang Ende der 1960er-Jahre als einfache, spätmoderne Bauten mit modularen Klinker-, Beton- und Holzfassaden realisiert. Jeweils 20 Wohneinheiten sind dabei in jedem Haus auf zwei quadratischen Geschossen rund um einen offenen Innenhof organisiert. Ausgangspunkt für die Planung von Muck Petzet Architekten war die Potenzialanalyse der Atriumhäuser. Es zeigte sich, dass eine Modernisierung und Nachverdichtung günstiger als ein Neubau ist. Auch eine Aufstockung und Erweiterung der Gebäude erwies sich als unwirtschaftlich und hätte zu einer empfindlichen Störung des harmo-

nischen Zusammenspiels zwischen lockerer Bebauung und parkartigem Umfeld geführt. Also entwickelten die Architekten das Konzept einer «inneren Verdichtung». Konkret bedeutete dies die Umwandlung der meist ungenutzten Innenhöfe in grosse zentrale Gemeinschaftsbereiche. Anstelle der ehemaligen Gemeinschaftsräume und -bäder entstanden zusätzliche Zimmer für die Studierenden. Im Zuge der Kernsanierung wurden sämtliche Innenräume auf Neubaustandard gebracht. Auch die Fassade sollte an die Entstehungszeit der Gebäude erinnern. Die von den Architekten gewählten Wellplatten aus Faserzement entsprechen in ihrer natürlichen Farbigkeit der Materialsichtigkeit der einst verwendeten Fassadenmaterialien. Zudem nehmen sie in ihrem modularen Charakter Bezug auf den ursprünglichen Entwurfsansatz. «Die neuen hinterlüfteten Fassaden aus gewelltem Faserzement bil-

den in ihrem Wechsel der Verlegerichtung die «statischen» Prinzipien der Originalfassaden ab, ohne sie einfach zu kopieren», schreiben die Architekten. Zum Einsatz kamen ausschliesslich Standardbauteile, die mit hoher Präzision in die Gebäudegeometrie eingepasst wurden – beispielsweise mithilfe sorgfältig auf Gehrung geschnittener Wellplatten an den Gebäudeecken. Auf diese Weise entstanden drei dezidiert zeitgenössische Gebäude, die auf subtile Weise den Geist der 1960er-Jahre widerspiegeln. Roland Pawlitschko

Standort: Willi-Graf-Str. 3–7, München/DE

Bauherrschaft: Studentenwerk München, München

Architektur: Muck Petzet Architekten, München

Fertigstellung: 2019

Bestandsbau: Ernst Maria Lang, Ende 1960er-Jahre

Fassadenbau: HBH Holzbau, Landau an der Isar/DE

Fassadenmaterial: Faserzement-Wellplatte, P8





Der Wechsel in der Verle-
gerichtung der gewellten
Faserzementplatten bildet
die «statischen» Prinzipien
der Originalfassaden ab.

ENGAGEMENT – Das Architekturbüro gaupenraub +/- hat in Wien eine Herberge für alkoholabhängige langzeitobdachlose Männer errichtet. Hier wohnen sie wie in einem Dorf in eingeschossigen Häusern. Das zufällig zusammengewürfelte Farbspektrum der von Eternit kostenlos zur Verfügung gestellten Faserzementplatten ist nur ein Beispiel dafür, wie es den Architekten gelingt, mit einfachsten Mitteln und gespendeten Baumaterialien einen hochwertigen Lebensraum zu schaffen.



In den Schulwerkstätten der HTL Mödling bei Wien bauen Schülerinnen und Schüler die Holzwände für das neue Wohndorf.

Das Wiener Architekturbüro gaupenraub +/- engagiert sich seit vielen Jahren in der Obdachlosenhilfe. Für Ulrike Schartner und Alexander Hagner ist Architektur weder eine Dienstleistung noch die Lösung eines speziellen Problems. «Bauen ist prinzipiell dazu da, um Lebensumstände von Menschen zu verbessern», sagen sie. Diesen Anspruch versuchen sie unabhängig von Grösse, Status oder Budget eines Projekts zu erfüllen. Das VinziDorf Wien wurde mit einfachsten Mitteln und mit gespendeten Baumaterialien errichtet und präsentiert sich als bescheidene Architektur, aber keineswegs als Manifestation des Mangels.

Das VinziDorf Wien ist – so die Eigendefinition des Projektträgers – «eine Heimat für Heimatlose». Es bietet 24 alkoholkranken langzeitobdachlosen Männern, die sich aufgrund ihrer persönlichen Verfassung mit herkömmlichen Sozialeinrichtungen (und deren Regularien) schwertun, ein unbefristetes Bleiberecht. Nach einer Projektidee des Pfarrers Hans Pucher, der in Graz schon in den 1990er-Jahren ein VinziDorf errichtet hatte, sollte auch in Wien eine solch niederschwellige Herberge entstehen. Von der ersten Idee bis zur Baugenehmigung verstrich allerdings mehr als ein Jahrzehnt voller Wider-

EIN DORF MITTEN IM LEBEN



Die Architekten haben aus der Vielfalt der gespendeten Baumaterialien eine Tugend gemacht.



stände und Vorurteile. Die langwierige Grundstücksuche endete schliesslich auf einem Grundstück der Lazaristen in Wien-Hetzendorf, für das bereits ein Baurecht vorlag. Am Rand des Obstgartens stand ein heruntergekommenes Wirtschaftsgebäude, das die Architekten sanierten und in ein Gemeinschaftshaus umwandelten. Südlich des Gemeinschaftshauses wurden 16 kleine Wohnmodule in Holzriegelbauweise in lockerer Streuung zwischen die Bäume gesetzt. Jedes der Module steht auf einem Stahlbetonfundament und hat eine gemauerte Wand. Die restlichen Wände sind Holzbauwände, die von Schülern und Schülerinnen der HTL Mödling, einer berufsbildenden höheren Schule bei Wien, in den Schulwerkstätten vorfabriziert wurden. Um der Vorgabe der Bauordnung für eine geschlossene Bauweise zu entsprechen, sind die kleinen Häuser durch ein gemeinsames Holzdach zusammengefasst. Dieses gemeinsame Dach lässt zwischen den paarweise gekuppelten Einzelhäuschen intime Freiräume und Vorplätze entstehen, die die Bewohner individuell nutzen können. Dem Rückzugsbedürfnis von Menschen, die oft jahrelang auf der Strasse gelebt haben, entspricht diese individuelle «Dorfstruktur» auf besondere Weise. Jeder Bewohner verfügt über ein eigenes, abschliessbares Zim-

mer mit Sanitärzelle und somit über eine eigene Adresse. Alle Bestandteile der Module – Fenster, Böden, und Fassadenplatten aus Faserzement – sind Materialspenden, die aus Zufall und Sachzwang kein Geheimnis machen. Dennoch unterstreicht etwa das Farbspektrum der Faserzementplatten die Individualität der einzelnen Adressen. Die Zimmer sind nur neun Quadratmeter gross, aber es ist alles Wichtige vorhanden. Die Badezimmertrennwände sind ebenfalls aus Faserzement-Grosstafeln. Das VinziDorf Wien entstand mit geringen Mitteln und hat beim Wichtigsten – dem Recht auf Privatsphäre – keine Abstriche gemacht. Unzählige kleine «Aufwertungen» haben den Ort angereichert und besseren Lebensraum entstehen lassen.

Gabriele Kaiser

DESIGN – Die beiden Gestalter Oliver Hofer und Lukas Kobel haben aus blauem Stahlrohr und Faserzementplatten eine mobile Platzmöblierung für den öffentlichen Raum entworfen. Jeder kann sie verschieben und dort hinstellen, wo er sie gerade braucht, und so Orte beleben, die vorher ungenutzt blieben. Getestet wurden die Möbel nun erstmals auf dem Helvetiaplatz in Bern.



WANDER- PLATZ

Damit die mobile Platzmöblierung nicht zu schwer wird, wurden die Faserzementplatten gelocht.





Ein Stuhl, der aussieht wie eine Schubkarre, und ein Tisch, der Rollen hat, stehen auf dem Helvetiaplatz in Bern. Die beiden jungen Industriedesigner Oliver Hofer und Lukas Kobel haben diese mobile Platzmöblierung entworfen und sie Wanderplatz getauft. Sie wollen damit den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Quartiers ein Werkzeug in die Hand geben, den öffentlichen Raum zu entdecken und nach Belieben zu nutzen. Inspiriert von Lucius Burckhardt und seiner Spaziergangswissenschaft dienen ihre Objekte als temporäre Möblierung, als ein verbindendes Glied zwischen Vorgefundenem und neu Entstehendem. Dazu gibt es auch ein leiterähnliches Objekt, das als mobiler Schatten dienen soll, schliesslich sind Möblierungen im öffentlichen Raum oft der Sonne ausgesetzt. Die ersten Prototypen von Hofer und Kobel waren aus Holz. Sie stellten sie in den öffent-

lichen Raum und beobachteten, wie sie genutzt wurden. Um Feedback zu bekommen, sprayten sie ihre E-Mail-Adresse auf die Möbel. So haben sich Form und Materialität im Laufe der Zeit entwickelt. Die Konstruktion ist nun aus geformtem Stahlrohr, Sitz- und Tischflächen aus unbehandelten, teilweise gelochten Faserzementplatten, die 12 Millimeter dick und an den Stahlrohren festgeschraubt sind. Die Löcher machen die Möbel leichter und dienen dem Wiedererkennungseffekt. Zum Faserzement führte die beiden Gestalter auch ihre Begeisterung für den aus einer Faserzementplatte gebogenen Gartensstuhl von Willy Guhl. Gemeinsam mit den Ingenieuren von Eternit haben sie die Ausführung der Faserzementplatten für ihre Sitz- und Tischflächen entwickelt. Getestet wurde das blaugraue Trio zum ersten Mal Ende 2021 auf dem Helvetiaplatz in Bern im Zuge der Ausstellung «shared spa-

ces in change» im Kornhausforum. Leider ohne die Leiter, die aus Sicherheitsgründen im Museum bleiben musste. Die anderen Objekte standen während der Dauer der Ausstellung draussen. Nun warten sie auf ihren nächsten Einsatz.

«Wanderplatz» war Teil der Ausstellung «shared spaces in change» im Kornhausforum. www.kornhausforum.ch

Oliver Hofer (1994) und Lukas Kobel (1995) sind beide im Kanton Bern aufgewachsen. Ausgebildet als Konstrukteur beziehungsweise als Hochbauzeichner studierten sie gemeinsam Industrial Design in Basel. Im Jahr 2020 gründeten sie den Verein «das Institut» als ein Gefäss für Interventionen im öffentlichen Raum.

AM START – Studio Magic ist ein junges Kollektiv aus Österreich. Seine Gebäude, städtischen Interventionen und Designobjekte entstehen immer im Dialog mit den Beteiligten. Für das Gespräch kamen vier seiner Mitglieder zusammen: Davide Barbieri, Peter Kanzler, Max Kieninger und Judith Urschler.

Wie ist Studio Magic entstanden?

BARBIERI: Wir kennen uns aus dem Architekturstudium. Wir haben fast alle in Graz studiert.

KANZLER: Nach dem Studium haben wir gemeinsam eine «Architekturtour» durch die Steiermark unternommen, um das, was wir im Studium gelernt haben, vor Ort anzuwenden und zu überprüfen.

URSCHLER: Wir sind quer durch die Steiermark gefahren auf der Suche nach Projekten. Die einzige Regel war, dass wir nicht auf der Autobahn fahren durften. Wir haben dann an ganz vielen unterschiedlichen Orten unser Büro aufgebaut. Wir dachten, die Leute kommen und sagen, was sie brauchen, einen Zubau oder ein Carport. Die meisten hatten aber viel mehr das Bedürfnis, über Architektur zu sprechen. Jeder ist von Architektur umgeben, es betrifft jeden.

BARBIERI: Diese spielerische Herangehensweise ist uns von der Tour geblieben.

KANZLER: Es geht uns nicht nur primär darum, wie das Ganze aussieht, sondern um den Prozess und das gemeinsame Erarbeiten von Lösungen, bei dem wir versuchen, das klassische Verhältnis zwischen Auftraggeberin und Auftragnehmer aufzulösen.



Im Mürztal bauen Studio Magic einen stillgelegten Bahnhof in kleinen Schritten über viele Jahre behutsam um.

URSCHLER: Wir arbeiten prozesshaft. Da weiss keiner, was dabei herauskommt.

KANZLER: Der Bahnhof in Neuberg ist ein gutes Beispiel dafür. Es geht dabei wenig um die konkrete architektonische Gestaltung.

Wie sind Sie zu diesem Projekt gekommen?

BARBIERI: Nach einem Radiointerview über unsere «Architekturtour» haben uns Leute kontaktiert. Unter anderem der Verein Versatorium für Literatur und Poesieübersetzung.

KANZLER: Der Verein wollte den stillgelegten Bahnhof in Neuberg an der Mürz für sich im Sommer zum Arbeiten nutzen. Sie wussten aber nicht, wie man so ein Projekt inhaltlich und architektonisch entwickelt. Inzwischen gibt es mit der Gemeinde einen Nutzungsvertrag für eine Zwischennutzung. Dabei soll auch eine langfristige Nutzung erarbeitet werden. Es ist ein Prozess mit einem offenen Ende.

Wie kann man sich das vorstellen?

KANZLER: Wir machen dort jeweils im Sommer und im Winter einen Workshop. Zu Beginn haben wir viel beobachtet. Wir haben geschaut, wo halten sich Menschen auf, wo halten sie sich nicht auf.

URSCHLER: Am Anfang haben wir eher kleine Impulse gesetzt.

KIENINGER: Erst vor Kurzem haben wir die WC-Anlage erneuert. Es geht alles sehr langsam, und das ist genau das, was das Gebäude braucht. Es ist ein teilweise denkmalgeschützter Bahnhof von Ende des 19. Jahrhunderts. Diese alte Substanz muss mit Respekt und Zeit bearbeitet werden.

BARBIERI: Wir haben keinen Masterplan für den Bahnhof. Immer, wenn wir etwas umbauen, ergeben sich neue Situationen, die wir uns dann aneignen und dann vielleicht wieder umplanen.



Drei mobile Bühnen in Rot entwickelten Studio Magic für das Dramatiker*innenfestival 2018 in Graz.

KIENINGER: Wir sprechen von «Hardware» und «Software». Die Hardware ist das Grundlegende, die Infrastruktur, dafür brauchen wir auch gelernte Handwerker. Die Software gestalten wir.

KANZLER: Die Software ist der leicht veränderbare Innenausbau. Wir bekommen jedes Jahr eine Förderung vom Land Steiermark. Mit diesem Geld bezahlen wir dann die Umbauarbeiten. Allein deshalb sind kleine Schritte notwendig. Daraus ergeben sich aber auch Chancen.

Studio Magic hat zwölf Mitglieder. Wie schaffen Sie es, dieses Kollektiv zusammen und lebendig zu halten?

Barbieri: Ich werde oft gefragt, warum es uns eigentlich noch gibt. Ich glaube, es ist das Undefinierte, das uns zusammenhält.

Weitere Mitglieder von Studio Magic sind: Maria Barbieri, Vanessa Hanni, Thomas Kain, Thomas Kalcher, Christian Meixner, Stefania Monici, Camilla Struklec, Patricia Wess

www.studiomagic.org

STUDIO MAGIC

besteht aus zwölf Mitgliedern, die in Graz, Wien und Innsbruck leben und in unterschiedlichen Konstellationen zusammenarbeiten. An ihre Projekte gehen sie spielerisch, prozesshaft und gemeinschaftlich mit ihren Auftraggebern heran. Wo möglich nutzen sie die zeitliche Dimension, um ihre Projekte behutsam heranwachsen zu lassen. Zum Fototermin kamen Judith Urschler, Peter Kanzler, Max Kieninger, Camilla Struklec (v.l.n.r.).



EPILOG

Liebe Leserinnen und Leser

«Soll man das erhalten?» Diese Frage steht zu Beginn jeder Baumassnahme an bestehenden Gebäuden. Eine Weiterentwicklung des Bestands ergibt nur dann Sinn, wenn er von guter Substanz ist – sowohl konstruktiv-funktional als auch gestalterisch. Aber auch das Neue und Ergänzende muss qualitativ sein. Das umgebaute, sanierte oder erweiterte Projekt soll ja ebenfalls ein langes Leben haben und selbst als erhaltenswert gelten.

Wir freuen uns, dass unsere Faserzementplatten, ob gross- oder kleinformig, ob eben oder gewellt, gerne und oft bei solchen Bauaufgaben als Material zum Einsatz kommen. Häufig bedarf es für die zu bewältigende Herausforderung spezifische Detaillösungen, wie handgeformte Faserzementelemente oder neue technische Lösungen, etwa spezielle Befestigungsmethoden. Zusammen mit Planern und Planerinnen, Bauherren und Bauherrinnen tragen wir mit unserer Fachkompetenz gerne dazu bei, eine passende Lösung für das jeweilige Gebäude zu finden. Und so entwickelt sich nicht nur unsere gebaute Umwelt, unsere Baukultur weiter, sondern auch wir als Unternehmen mit unserem Know-how und unserem Angebot an unsere Kunden und Kundinnen.

Wenn Architekten Faserzement als neue Fassaden- oder Dachbekleidung auswählen, dann auch, weil das Material einen Bezug zur Geschichte eines Areals oder Gebäudes herstellen und gleichzeitig modern sowie zeitgenössisch wirken kann. Ein gelungenes Beispiel dafür stammt von dekleva gregorič architects. Sie haben am Rand von Ljubljana an einem ehemaligen Wirtschaftsgebäude weitergebaut.

Faserzement selbst hat eine eigene Geschichte und eine lange Tradition in der Architektur, ist dabei innovativ und zeitlos. Auf diese Weise wird Architekturgeschichte weitergeschrieben, und wir sind stolz darauf, dass unser Material Teil dieser architektonischen Erzählung ist.

In diesem Sinne, bleiben Sie uns verbunden,
Harry Bosshardt, CEO Swisspearl Group

IMPRESSUM

ARCH. Architektur mit Faserzement

Bestellungen / Adressänderungen
arch@eternit.ch

ISSN 2673-8961 (Deutsch)
ISSN 2673-8988 (Französisch)

Herausgeber
Swisspearl Group AG, Niederurnen
www.swisspearl-group.com

Mit ihren Töchtern
Eternit (Schweiz) AG, Niederurnen
Eternit Österreich GmbH, Vöcklabruck
Eternit Slovenija d.o.o., Deskle
Swisspearl Deutschland GmbH, München

Beirat
Martin Tschanz, Dozent ZHAW
Gabriele Kaiser, Architekturpublizistin
Anna Domagala, Hans-Jörg Kasper, Marco Pappi

Projektleitung: Christine Dietrich, Niederurnen
Redaktion: Anne Isopp, Wien
Lektorat und Produktion: Marion Elmer, Zürich
Korrektur: Barbara Geiser, Zürich
Gestaltung: Schön & Berger, Zürich
Plangrafik: Deck 4, Zürich
Druck: Buchdruckerei Lustenau, Lustenau

Abbildungen
SU Niklaus Spoerri, Lucas Peters, Wolfgang Retter,
UB Heidelberg, G. Niemann.; ÖAW (Hrsg.), Der Palast Diokletians in Spalato, S. 24, Daniel Kaufmann
S. 2 Markus Lanz
S. 3 Alessandra Schellnegger
S. 4–5 Jens Kristian Seier
S. 6 Anastasia Savinova
S. 8 Pasquale Rizzi
S. 10 o. li. Christian Richters
S. 10 o. re. Roger Frei, Zürich
S. 10 M. Andre Kiskan
S. 10 u. li. Edward Beierle
S. 10 u. re. Georg Aerni
S. 12–13, 15 u., 17–19, 22–23 Niklaus Spoerri
S. 14, 15, 21 BHSF Architekten
S. 24 Schneider Lengauer Pühringer
S. 25 Kurt Hörbst
S. 26–27, 28 Wolfgang Retter
S. 29 Paul Ott
S. 30 li. dekleva gregorič architects
S. 30 re., 25, 42 o. David Schreyer
S. 32–33, 35 Lucas Peters
S. 34 RWPA Architekten
S. 36–37 Muck Petzet Architekten
S. 38 o. Kurt Kuball
S. 38 u. gaupenraub +/-
S. 39 Florian Albert
S. 40 o., u. re Oliver Hofer und Lucas Koberl
S. 40 u. li. Eternit (Schweiz) AG
S. 41 Alexander Gempeler
S. 42 u. Neuberg College
S. 43 Larry Williams
U 4 1stDibs.com, Inc. 2022

Rechtliche Hinweise
Alle Texte, Bilder und Grafiken in dieser Publikation sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil dieses Werks darf in irgendeiner Form vervielfältigt, verbreitet, weiterverarbeitet oder Dritten zur Verfügung gestellt werden.
Der Herausgeber übernimmt keine Garantie für die Fehlerfreiheit oder die Richtigkeit aller Angaben. Die Pläne stellten die Architekten zur Verfügung. Die Detailpläne wurden zur besseren Lesbarkeit überarbeitet.



Swisspearl Deutschland GmbH
D-93149 Nittenau
Telefon +49 94 36 903 3297
info@swisspearl.de
www.swisspearl.de





Mit Patina noch wertvoller

Dieses spindelförmige Pflanzengefäß aus Faserzement wurde in den 1950er-Jahren von Anton Bee entworfen, einem Schüler Willy Guhls. Längst ist die sogenannte Spindel zum Designklassiker geworden. Mit Gebrauchsspuren, als Vintage-Objekt, ist sie besonders gefragt.

